

Die Judenvertreibung in Rußland.

In der Kopenhagener „Politiken“ veröffentlicht der Ober- rabbiner D. Simonson einen erschütternden Aufsatz über die Leiden der aus den westrussischen Gouvernements er- barmungslos verjagten russischen Juden. Der Verfasser be- zont, das Material stamme aus den glaubwürdigsten Quellen. Wir entnehmen der Schilderung hiermit den folgenden Auszug. D. R.

Schon bei Ausbruch des Weltkrieges war es für jeden Kenner der Verhältnisse selbstverständlich, daß dieser Krieg innerhalb der russischen Grenzen über das russische Volk sicherlich schweres Unglück bringen würde, das größte jedoch, wie immer in solchen Fällen, über die russischen Juden. Es vermochte diesen nichts zu helfen, daß gegen 400 000 jüdische Soldaten unter den russischen Fahnen standen, und daß die jüdische Bevölkerung seit Ausbruch des Krieges in Worten und Taten eine Loyalität zur Schau trug, die, wie verlautet, selbst an vielen maßgebenden Stellen außerordentlich überausste. Das Unglück für die Juden war eben, daß der Krieg in Gebieten geführt wurde, in denen der größte Teil der Bevölkerung aus Juden bestand, was zur Folge hatte, daß diese Bevölkerung wohl oder übel mit in den Brennpunkt der Kriegswirren hineingezogen wurde. Hierzu kam dann nach den russischen Mißerfolgen nur allzu bald noch der Umstand, daß man, um eine plausible Erklärung zu verlegen, kurzweg die Juden beschul- digte, sie hätten fortgesetzt den deutschen Armeen Spionagedienste geleistet.

Nachdem die Juden bereits Wochen und Monate lang vorher in jeder nur erdenklichen Weise von den russischen Behörden drangaliert worden waren, traf sie der Hauptschlag gegen Ende des vorigen Monats, indem die russischen Militärbehörden ohne den geringsten Anlaß plötzlich die Verfügung erließen, daß 200 000 Juden ihren bisherigen Wohnsitz unverzüglich zu verlassen hätten: so wurden die Gouvernements Kurland, Kowno und zum Teil auch das Gouverne- ment Smolaski, die eine außerordentlich dichte jüdische Bevölkerung aufweisen, von den Juden, um den technischen Ausdruck zu ge- brauchen, kurzerhand „geäubert“.

Die Frist, die man den Unglücklichen einräumte, schwante zwischen 8 Stunden (Schodli) und 30 Stunden (Kowno). Allein im Gouvernement Kowno wurden um diese Zeit über 100 000 Personen ausgewiesen, deren Schicksal als besonders hart betrachtet werden muß, wenn man sich vergegenwärtigt, daß fast eine jede dieser jüdischen Familien einen oder mehrere Angehörige unter den russischen Fahnen sehen hat.

Augenzeugen, die der Durchführung des Erlasses beigewohnt haben, berichten von geradezu grauenvollen Bildern. Man glaubte sich in das Mittelalter versetzt, wenn man die entsetzten Jüde der russischen Juden sah, die aus allen Städten der erwähnten Gouvernements innerhalb weniger Stunden verjagt worden waren, ohne daß irgend eine Ausnahme gemacht worden wäre: Kinder und Greise, Schwangere und Wöchnerinnen, Sterbende und Wahnsinnige, Krüppel und Blinde — sie alle traf dasselbe grausame Los. Es war völlig gleichgültig, ob eine Familie nachweisen konnte, daß so und so viele ihrer Angehörigen draußen an der Front kämpften; ja man ging so weit, nicht nur jüdische Soldaten, die sich auf dem Wege der Genesung befanden, auszuweisen, sondern selbst solche, die noch in schwerverwundetem Zustande in den Lazaretten lagen. Gleichzeitig mit diesen mußten selbst- verständlich sämtliche jüdischen Ärzte und Pfleger die verbotenen Gebiete verlassen, die jüdischen Hospitäler und Stichenhäuser wurden geschlossen, und Städte wie Kowno, Ponewjesch und Bilsomir, die eine vorwiegend jüdische Bevölkerung hatten, waren im Laufe von wenigen Stunden wie ausgestorben. Zu Verzweiflung über die ihnen angetane Unbill, Ungerechtigkeit und Schmach vernichteten viele der Ausgewiesenen mit eigener Hand ihre Wohnstätten und den ererbten Hausrat, den sie doch nicht mitzunehmen vermochten, bei welcher Gelegenheit in vielen Fällen unschätzbare künstlerische Werte zugrunde gerichtet wurden.

Das Schlimmste jedoch war, daß der Erlass der Militärbehörden nicht allein auf Ausweisung lautete, sondern zugleich auch bestimmte, daß die Ausgewiesenen in die östlichen Teile des Anstiedelungs- bezirks, also in die Gouvernements Tschernagow, Poltawa, Jekaterinoslaw und Taurien auszuwandern hätten. Obwohl es nun — noch dazu in Rußland! — von vornherein völlig unmöglich er- scheinen mußte, die Ausweisung der Juden nach dem fest- gesetzten Programm durchzuführen, so wurde doch in dieser Beziehung nicht die geringste Rücksicht genommen. Zur Ver-

fügung eines Teils der Bevölkerung wurden 26 „Sonder- züge“ bereitgestellt, die im Laufe von 30 Stunden denn auch tatsächlich gegen 40 000 Personen beförderten. Welchen Anblick aber boten diese „Sonderzüge“! Sie bestanden aus je 40 bis 70 Güterwagen, die ein unerträgliches Bild fürchterlichen Jammers boten. Männer und Frauen, Kinder und Greise, Geunde und mit anstehenden Krankheiten Gehefete, Wohlhabende, Arme und alle möglichen Vagabunden — sie alle wurden als lebende Pracht in unübersehbaren Massen irgendwohin in ferne, unbekannte Gegenden geschafft.

Die Züge hielten nur selten; hielten sie jedoch, so stets mindestens einen Kilometer vom Bahnhof entfernt, so daß es den zahlreichen Hilfskomitees, die sich in aller Eile gebildet hatten, in zahlreichen Fällen unmöglich war, die Flüchtlinge auch nur mit den allernot- wendigsten Lebensmitteln zu versehen; in vielen Fällen glückte dies nur, indem man zu dem in Rußland ja keineswegs unbekanntem Mittel der Versteckung griff. Zu all dem Jammer, den diese Trans- porte als Gesamtbild boten, kamen nun die Hunderte und Tausende von Einzelfällen: in der Hast und Eile, mit der sich der Fortzug hatte vollziehen müssen, waren viele Familienmitglieder voneinander getrennt worden, so daß man nun überall auf klagende Menschen stieß, auf Mütter, die ihre Kinder suchten, auf Kinder, die nach ihren Müttern schrien, und auf Familienväter, die ihre sämtlichen Angehörigen verloren hatten. Nur der allergeringste Teil der Ausgewiesenen konnte in den bereitgestellten Zügen untergebracht werden; Tausende und Abertausende waren gezwungen, auf Leitertwagen davonzufahren, für die oft geradezu märchenhafte Preise (80—100 Rubel) be- zahlt wurden; andere wiederum, die keinen Wagen aufzutreiben oder den hohen Fahrpreis nicht zu erschwingen vermochten, eilten, mit ihren wenigen Habegelegenheiten beladen, so schnell wie möglich auf den Landstraßen von dannen. Es war ein graufiges Bild: auf allen Wegen, die von Westen, Südwesten und Norden nach Wilna führten, zogen carlose Karawanen von hochbeladenen und vollbesetzten Wagen dahin, und die Leute, die auf ihnen saßen, wußten einer so wenig wie der andere, wohin. So kam es, daß die Wandernden und Fahrennden binnen kurzer Zeit die kleinen Städte und Marktflecken überfluteten, in denen sie Erlaubnis hatten, einen kurz bemessenen Aufenthalt zu nehmen, so daß plötzlich Orte wie Schodli, Jewje, Schirwonij usw. anstatt einer Einwohnerzahl von 800 bis 1000 Seelen eine solche von 5000 bis 6000 aufzuweisen vermochten. In der Synagoge von Schodli waren einige Zeit hindurch über 800 Personen auf engem Raum zusammengedrängt und trotzdem die jüdische Bevölkerung den Flüchtlingen bereitwillig alle nur zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten überließ, verschlug dies doch alles nichts, so daß der größte Teil der Ausgewiesenen gezwungen war, in den umliegenden Wäldern unter freiem Himmel zu übernachten. Als die befohlene Räumung der genannten Gouvernements einsetzte, bestürmte eine große Anzahl von Vertretern des Handels und der Industrie den Finanz- und Handelsminister mit der Bitte, daß man doch nun mindestens das Bestgütum der Ausgewiesenen vorläufig unter staatliche Bewachung nehmen möge, desgleichen wurden Abordnungen der Petersburger jüdischen Gemeinde, mit dem Dumaabgeordneten Friedmann an der Spitze, beim Premierminister Goremskin und dem Minister des Innern Mallofow vorstellig mit der Bitte, die Un- schuldigen vor den fürchterlichen Verurteilungen zu bewahren.

Erst am 22. Mai, als das Unglück bereits geschehen und die jüdische Bevölkerung ausgewiesen war, wurde der Ausweisungsbefehl zurückgezogen, wenn auch unter den denkbar entwürdigendsten Ver- bindungen: der Militärgouverneur Fürst Lumanow, dem die betreffenden Gouvernements unterstellt waren, erklärte einer jüdischen Ab- ordnung, die bei ihm vorstellig wurde, daß er die Erlaubnis zur Rückkehr der Juden nur geben werde, falls diese sich damit einber- standen erklärten, eine Anzahl von Greisen, bestehend aus Rabbinern und anderen angesehenen und wohlhabenden Juden, zu stellen. Er fügte hinzu, die Abordnung möge im Falle ihres Einverständnisses der Bevölkerung in deren eigenem Interesse einschärfen, daß die Greisen, falls der geringste Fall von Verrat festgesetzt werde, ohne alle Rücksicht auf der Stelle an den Galgen gehängt würden. Nach langwierigen Verhandlungen wurde man sich dahin einig, den Vorschlag des Fürsten abzulehnen, da er einen Fleck auf der jüdischen Ehre bedeuten würde, und mit diesem Augenblick wurden etwa 200 000 Juden heimatlos . . .

Es hat fast den Anschein, als sollte die jüdische Bevölkerung von Wilna von dem Los ihrer unglücklichen Glaubensgenossen einstweilen verschont werden und zwar aus Grund der Fürsprache des Stadt- kommandanten, der sich für sie in weitgehendstem Maße verbürgte. Dies hat jedoch nicht zu verhindern vermocht, daß in diesen Gegenden

in den letzten Tagen neuerdings eine riesige Völkerwanderung eingeleitet hat: Während der Kämpfe im westlichen Teil von Polen war bereits eine große Anzahl von Juden, die nicht selbst geflüchtet waren, aus- gewiesen und nach Warschau verbracht worden, wo die jüdische Be- völkerung dieser Stadt natürlich nach Möglichkeit bemüht war, das Los ihrer schwergeprüften Glaubensbrüder zu mildern.

Nun jedoch haben die Militärbehörden von Warschau den Befehl erlassen, daß die gesamte Bevölkerung von Warschau, die seit dem 1. Juli 1914 in diese Stadt zugewandert ist, sie unverzüglich zu verlassen und sich in die östlichen Gouvernements zu begeben hat. Wenn dieser Befehl nun auch nicht gerade unmittelbar gegen die Juden gerichtet ist, so liegt die Sache doch so, daß er in allererster Linie einmal diese trifft, da sie den größten Teil der seit dem 1. Juli 1914 Zugewanderten ausmachen.

Wie aber müssen sich alle die anderen russischen Juden fühlen, die innerhalb der Grenzen des russischen Reiches leben, und die man nun, nachdem sie in opferwilligster Weise unsagbare Opfer an Gut und Blut gebracht haben, schließlich als Spione und Vaterlands- verräter bezeichnet, und wann endlich soll dieses entsetzliche Drama des jüdischen Volkes einmahl enden. — ?! W. P. L.

Die Wandlung.

Von Karl Bröger.

Früher galt Lucien Simblot allgemein als Glückspilz. War er doch der einzige von seiner Belegschaft, der bei dem furchtbaren Unglück auf Jette „Salomines“ davonkam. Die Witten der toten Werkstameraden sagten ihm das oft genug, und dabei betrachteten sie seinen Armstumpf mit fast neidischen Blicken. Lucien gab zu, daß eine ganz wunderbare Vorhersage über ihm gewaltet haben mußte. Aber er hatte nichts dagegen, wenn ihm jemand dieses Glück als Verdienst anrechnete und mit Ehrfurcht von Lucien Simblot sprach, dem einzigen Überlebenden von Courrières.

Das war nun anders geworden. Niemand achtete mehr sonderlich auf ihn, seit der Krieg da war und Hunderte armlos machte. Seit vier Tagen weilte Georges Tartin in Gullu, ständig umringt von einem Bekanntheitsschwarm. Jeder will wissen, wie und wo Georges den Arm gelassen hat, und Georges ist nicht der Mann, zu schweigen. Schwungvoll und mit bedeutendem Festenauwand berichtet er von seinen Heldentaten. Zwar hat auch er nicht mehr verloren als Lucien Simblot, und, wer weiß, ob die Umstände, unter denen es geschah, schrecklicher waren als bei Luciens Unfall. Allein sein Armstumpf erschien den Leuten nun einmal in einem besonderen Licht. Sie woben um den leerbaumelnden Kermel Georges Tartins einen Schein von Ruhm, vor dem Lucien Simblot und sein Schicksal verblaßten.

Ein dumpfer, unterirdischer Groß nagte an Lucien Simblot. Er fand sich beständig zurückgesetzt, unbedacht. Schon einmal waren ihm solche Empfindungen aufgefallen, damals bei der Feststellung. Als die Freunde und Bekannten an jenem ersten Augustsonntag nach der Garnison zogen, hatte ihr Zaumel auch ihn ergriffen. Lucien sah sich auf einmal wieder in der stattlichen Uniform der 8. Dragoner, bei denen er seine Jahre abgedient hatte, und eine heftige Sehnsucht wachte in ihm auf, einen Pferdebiss zwischen die Schenkel zu drücken. Ein wunderbar unzufriedenes Gefühl trieb ihn, die Freunde bis zur Stadt zu geleiten, und nur schwer trennte er sich am Rajerentor von ihnen. Was ihm bisher Schicksal schien — seine Verstümmelung — erschien ihm jetzt als gegen seine Person gerichtete Vöbheit. Jörnig schüttelte er den leeren Rockärmel, und es kam ihm vor, als schmerzte der traurige Stumpf.

Wochen waren vergangen. Lucien Simblot sah in seinem Pförtner- haus am Jecheneingang, erwiderte die Grüße der Vorübergehenden und unterließ sich mit den wenigen Arbeitern, die zurückgeblieben waren, von den Ereignissen. Die Schlacht an der Marne war ge- wesen, auch der Raufsch, den sich Lucien aus Freude über den Sieg angetrunken hatte. Seit einigen Tagen war die friedliche Gegend von unruhigen Gerüchten erfüllt. Die Angst, daß der Krieg auch nach Gullu kommen könnte, eilte den Talschaften mit Alfen- schritten voraus und warf Aufregung in jedes Haus. Und an einem schönen Morgen des endenden Septembers standen die Einwohner von Gullu vor ihren Häusern und schauten dem Durchzug der eigenen Truppen zu, die sich in stundenlangem Kolonne vorbeischieben. Lucien lehnte an der Mauer seines Pförtnerhauses, zog angestrengt an der Gigarette und lächelte dazwischen un sicher, wenn ein Juruß aus dem Glicd zu ihm herüberflog. Er empfand jeden einzelnen Soldaten, der an ihm vorbeischiebt, als stillen Vortwurf eigenen Unvermögens,

Die Erweckung der Maria Carmen.

57] Von Ludwig Brinkmann

Heute lache ich bereits über Tozo und seinen dummen Streich und kann mir kaum erklären, wie meine Nerven, mein Mut und meine Energie unter einer so banalen Kleinig- keit so vollständig haben zusammenbrechen können.

Ich bin wieder ein anderer Mensch geworden; mich er- füllt ein Gefühl höchster Befriedigung, als ich das Werk fortzuschreiten sah, und ich machte mich über die Schwärmergeister lustig, die mich gequält. Von einem Baume hatte ich mir bereits am Morgen ein paar Mangoblüten abgebrochen, deren Duft mich seltsam belebte; ich dachte an den Garten Borda und die Gedanken, deren süßner Flug mich damals mit fort- gerissen. Dieser schöne, stärkende Duft!

Und doch war ich niedergebrosen. Mit vollem Rechte: mein Schicksal hatte sich in diesen Tagen entschieden; es war alles zerstört, nicht durch den unwürdigen Streich eines indianischen Puben, sondern durch die Ereignisse, die sich fern, fern von hier begaben. —

Soll man da nicht an Vorahnungen glauben? Die dünne Luft, der ferne Blick, die Klarheit des Hochgebirges macht uns weitsichtiger in der Seele — ich habe den Zusammen- bruch wohl gefühlt. —

Der kleine Sohn meines Wirtes Cypriano brachte mir Briefe aus dem Berg, wichtige, schwerwiegende Nachrichten!

Der eine war von Herrn Ward sen. an Didinjon. Er teilte ihm mit, daß sein ungeratener Sohn nicht ihn, seinen Vater, sondern eine Schullehrerin in Chicago, Fräulein Mabel Thomas, zu seinem Universitätsleben eingeseht habe. An sie müsse sich Didinjon wegen des Anteiles an der Silber- mine wenden.

Der andere war von der Lehrerin aus Chicago:

„Sehr geehrter Herr! Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Schreiben. Zu meinem größten Bedauern bin ich nicht mehr in der Lage, Ihnen trotz Ihres sehr verlockenden Anerbietens von 12 500 Dollar die beiden Anteilscheine der Imparcial Mining Com- pany Limited abzutreten — da ich sie nicht mehr besitze. Herr Artur Ward ist nicht nur in seinem Leben, das in so blühender Jugend abschloß, von dem schweren Geschick, durch Zahlen und Ziffern in allen seinen Wünschen und Hoff- nungen enttäuscht zu werden, verfolgt worden; auch nach seinem Tode wurde ihm sein letzter Wunsch verjagt, einer Freundin, die seinem Herzen nahe stand, den Kampf um das

Leben leichter zu machen — durch die Tyrannei von Zahlen und Ziffern.

Kaum ward ich von dem Legate in Kenntnis gesetzt, als bereits ein Schreiben des Rechtsvertreters des Herrn Samuel Ward mit der Mitteilung einlief, er müsse 1500 Dollar sofort ausbezahlt erhalten, oder ich hätte auf Herrn Artur Wards Legat zu verzichten. Ich wußte zwar nicht, daß der Sohn dem Vater etwas schulde, denn alle ihre finanziellen Beziehungen sind, wie mir Herr Ward oft sagte, durch eine Reihe von Versicherungspoliceen auf Herrn Arturs Leben zu- gunsten des Herrn Samuel geregelt, ich hatte aber weder die Veranlassung, die Richtigkeit dieser Angaben zu be- zweifeln, noch den Wunsch, mir dieselben beweisen zu lassen. Dadurch geriet ich in eine etwas schwierige Lage; denn ich wußte weder, wie ich die 1500 Dollar schaffen, noch wie ich die Anteilsscheine des Imparcial zu Geld machen sollte. Ich dachte deshalb schon daran, auf Herrn Arturs Legat zu ver- zichten und mir sein Andenken als einziges teures Erbeil zu bewahren.

Es schien mir daher wie eine wirkliche Fügung des Himmels, daß ein Herr Charles Powell aus San Antonio, Texas, der wie Sie durch Herrn Samuel Ward an mich ge- wiesen war, mir 2500 Dollar für die beiden Anteile offerierte, welches Anerbieten ich, durch die Umstände gedrängt, auch sofort annahm.

Ich empfehle Ihnen nun, sich an den genannten Herrn zu wenden, der möglicherweise auf Ihr so viel glänzenderes Anerbieten eingehen wird.

Indem ich Ihnen aber nochmals für Ihre große Freund- lichkeit danke, verbleibe ich

Hochachtungsvoll Mabel Thomas.

Nun wurde mir auf einmal volle, schreckliche Klarheit. Mechanisch nur las ich weiter. Eine Reihe von Ge- schäftsbriefen, deren Inhalt ohne Belang war. Eine kurze Notiz von Didinjon, der sein Bedauern ausdrückte, nicht in unsere Gesellschaft eintreten zu können. Schließlich ein paar Zeilen von Powell mit der Nachricht, daß er im Begriffe sei, nach Südamerika abzureisen.

Auf dieses letzte Blatt hatte Stuart in seinen mächtigen, unbeholfenen Zügen, wie keine Art zu schreiben ist, genall: „Teurer Freund — Jetzt sind wir fertig mit der Welt! Komme sofort hierher, damit ich Dich noch einmal sehe, bevor ich mit G. D. entfliehe. Dein John.“

Ich habe mich oft darüber gewundert, daß ich, wenn ich einmal nicht ein noch aus wußte, wenn zu viele Eindrücke auf mich hereinstürzten, meine Aufmerksamkeit auf einen

einzigem, winzigen Punkt zu richten vermochte, den neben- sächlichsten von allen vielleicht, den ich mit großer Klarheit sah, während ich all das andere Dunkle, Chaotische im Unbe- wußten tumultuarisch durcheinander wogen ließ, bis sich die aufgeregten Geister von selbst etwas gebändig und beruhigt hatten. Es ist mir diese Fähigkeit oft als Wilegma von lächerlicher Unerfährlichkeit ausgelegt worden; sie hat aber eine ganz andere Ursache: ich suchte sie in einem Uebermaße meines Temperamentes, das, wenn es allzusehr erregt wird, plötzlich in Starckrampf verfällt und nur den objektiven Verstand freiläßt.

So ging es mir auch hier; das Nächstliegende sah ich wunderbar klar — so finstere Nacht auch sonst in mir herrschen mochte. Ich ließ mir Porfirio kommen und wiederholte ihm noch einmal alle Instruktionen, die ich ihm am Tage zuvor gegeben, und ging mit ihm über das ganze Werk.

„Du mußt nun für ein paar Wochen allein weiter- schaffen, Porfirio. Ich beweise Dir dadurch großes Ver- trauen, und ich hoffe, daß Du mich nicht enttäuschst. Jeden Sonntag kommst Du zur Maria Carmen, um zu berichten und Lohn für die Leute zu holen. Vielleicht sende ich einen Vertreter; doch das weiß ich jetzt noch nicht mit Bestimmtheit. Aber ich hoffe, daß Du auch ohne einen solchen fertig wirst. Zudem kommen ja bald Monteure, um die Röhren zu ver- binden und die Maschinen in dem Hause aufzustellen!“

Porfirio versprach alles richtig zu tun und sich jede Mühe zu geben.

Vor allen Dingen halte aber die Leute an, daß sie vorwärtskommen! Du weißt, wenn man nicht immer hinter ihnen steht, fangen sie an zu schlafen. Wenn ich wiederkomme, hoffe ich das Haus unter Dach und Fach zu sehen, damit wir dann anfangen können, die Leitungen von hier nach Talsche zu ziehen!“

Ich bezahlte Cypriano, was ich ihm schuldete, packte meine geringen Habegelegenheiten zusammen und gab ihm den Auf- trag, sie mir zum Hause der Maria Carmen nachzusenden. Marina hatte gehört was vorging und kam zu mir herein.

„Guer Gnaden wollen fortgehen?“

„Ja, mein Kind, leider! Ich habe Geschäfte im Tale. Wirk- lich, es tut mir sehr leid das Gebirge zu verlassen, das ich, seitdem Dein teurer Tozo mir darin aufslauert, so lieb ge- wonnen habe!“

Marina begann zu schluchzen.

„Bist wohl traurig, Marina, daß der gute Mann nun keine Gelegenheiten mehr hat, mich ganz unzubringen? Nun ja — ich bin es fast selbst; er aber braucht nur in das Tal zu kommen, da bin ich stets zu finden!“

(Fort. folgt.)

und um die aufsteigende Wut darüber zu unterdrücken, stürzte er ins Haus, raffte alle erreichbaren Weinflaschen, Eßporzellan und Tabakpakete zusammen und verteilte den Vorrat unterschiedslos an die vordemarschierenden Truppen. Lautes Hallo dankte ihm dafür, und in diesem lärmenden Dank fand Lucien einige Befriedigung.

Zwei Tage nach dem Durchmarsch fiel ein dumpfes Schüttern, wie von einem fernen Gewitter, durch das Fenster in Luciens Pförtnerstube. Der horchte auf, und ein ingrinniges Grinsen flog über sein Gesicht.

„Grabe Kinder! Sie werden es den „Boches“ schon besorgen.“ Diese Ansicht vertrat er entschieden auch den anderen gegenüber, die auf der Dorfstraße standen und besorgt dem dumpfen Rollen lauschten.

Am Abend war das Dorf wie vom Irzsin ergriffen. In hastigem Marsch zogen wieder die Truppen durch, aber diesmal nach der Gegenseite. Verschmizt, abgehelt, tiefe Schmutzfurchen in den gespannten Gesichtern, drängten sie vorbei. Wirre Ausrufe wirbelten durcheinander, und nur eins war schmerzhaft klar und verständlich: Die „Boches“ mußten noch diese Nacht, sicher aber morgen früh hier sein. Schreie des Entsetzens, der Wut, des Vorrwurfs verschmolzen sich in der staubgeschwängerten Luft. Alles drängte in die Häuser, riß an sich, was gerade unter die Hände kam, und dann wanderte das Dorf — Männer, Weiber, Kinder und Vieh — den abziehenden Truppen nach.

Lucien Simblot erlebte das alles in einem Zustand halber Bewußtlosigkeit und ungläubigen Staunens. Was hatten die Menschen nur? Wie gebannt starrte Lucien dem Zuge nach, strich sich die schweißige Haare aus der Stirn, als das Ende — es war die Schwanzspitze von Jean Dibonels Kuh — um die Biegung verschwand, und ging wortlos in sein Pförtnerhaus.

Es mochte knapp Mitternacht vorbei sein. Krachende Schläge gegen das eiserne Zehentor scheuchten Lucien aus seinem Brüten auf. Schnauben und Scharen deutete auf die Gegenwart von Pferden, und unheimlich widerhallten die wuchtigen Stöße gegen das Tor in der Stille des toten Dorfes. Sechs, acht Reiter standen abgelesen auf der Straße und zwei davon wuchelten mit ihren Stahlfalzen gegen das Zehentor. Darfste, in ihrer Halbblauheit drohend klingende Worte empfangen Lucien, als er im dunklen Torraum erschien. Er verstand den Sinn dieser Worte nicht, sie kamen ihm lächerlich und unnötig vor: das Blut schoß ihm in die Schläfen und jagte bei jedem Stoß an die Worte vom Wirbel bis zur Zeh. Aus dem Hintergrund kam eine Gestalt auf Lucien zu. Er sah zwei scharfe, blaue Augen drohend auf sich gerichtet, und dann forberte die Gestalt in tadellosem Französisch, das Tor müßte sofort geöffnet werden. Wie unter einem Zwang folgte Lucien augenblicklich dem Befehl.

Was für seltsame Dinge doch der Mensch erlebt? Da stand ein „Boche“ und redete im schönsten Klang der Welt, in der Sprache aller großen Helden, die je gelebt haben. Lucien Simblot war doch so fest davon überzeugt, daß die Deutschen wie die Hunde heulen, wenn sie etwas ausdrücken wollen. Das mochte wohl nicht ganz stimmen.

Der Patrouillenfürher schob Lucien vor sich her und nötigte ihn in die Pförtnerstube. Rasche, militärische Blicke tasteten alle Winkel des Raumes ab, dann verschwand langsam der lauernde Zug aus dem Gesicht des Führers. Einige Fragen nach Name und Beruf beantwortete Lucien in halber Betäubung.

Schwere, taumelartig klappende Schritte klangen die Straße herauf. Infanterie rückte ins Dorf ein. Jetzt schwenkten sie ab, und Lucien sah die schwanternden Schattten auf sich zukommen. Im Zehentor endigte der nächtliche Spul. Das Klappern von Feldkesseln, das scharfe Reiben der Metallteile weckten Lucien vollends auf. Er wachte plötzlich ganz klar um die Lage.

Der Patrouillenfürher sagte daher nichts Neues mit dem Hinweis, daß Lucien Simblot gut läte, die Luft zu verändern, weil es voraussichtlich in wenigen Stunden hös zugehen würde um Vullh. Lucien Simblot schüttelte nur den Kopf, legte sich auf seinen gewohnten Platz am Ausgange des Straßensenders und erwartete völlig unbewegt durch die Vorgänge um sich her den Morgen.

Es wäre doch vielleicht besser gewesen, wenn Lucien Simblot dieser Mahnung mehr Gehör erwiesen hätte. Denn mit der aufgehenden Sonne brach die Hölle über Vullh und die vor einigen Tagen noch so friedliche Gegend herein. Lucien fuhr im Innersten erschrocken aus seinem Halbchlummer auf, als die erste Granate über Vullh wegheulte und am Ortsausgang schmetternd einschlug. Fallungslos starrte er auf die schwarze Rauchwolke, die hinter dem Klostergarten hochschwebte. Dann sah er nur noch Hunderte feldgrauer Gestalten im Lauffschritt durch die Straßen rennen.

Zwei Tage und zwei Nächte lauerte Lucien Simblot im Keller seines Pförtnerhauses. An Essen und Trinken dachte er keinen Augenblick, so eingekerkert fühlte er sich von dem furchtbaren Gewitter des Artilleriekampfes. Endlich am Morgen des dritten Tages entfernte sich der höllische Därm und nahm wieder das dumpfe Rollen eines fernen Gewitters an, das Lucien Simblot schon kannte. Tausend Gedanken und Empfindungen waren durch Lucien Simblot gegangen während seiner Kellereinsamkeit, aber er hatte nicht vermocht, auch nur einen fest zu formen. Nun er wieder oben in seiner Pförtnerstube stand, half ihm der graue Augenschein einen um den andern entbinden. Das also war der Krieg? Dort über der Straße qualmte Vincands Haus und daneben ragten schwarzberlohlte Mauerreste unheimlich in den floren Oktobertag. Wer hatte herübergeschossen? Die eigenen Leute... Lucien Simblot dachte angestrengt über das Unfassliche nach und suchte nach einer Erklärung dafür. Er fand keine andere, als daß der Krieg die Hölle selber sein müsse.

Lucien Simblot blieb in Vullh. Der Krieg war weiter nach Westen gezogen, doch war er immer noch nahe genug, um zu guter Stunde aus dem Himmel zu fallen. Die französische Artillerie suchte manchmal die Etappengemeinschaft etwas zu stören, indem sie ein Duzend Granaten adäbarsten Kalibers hereinwarf. Im Anfang erinnerte sich Lucien Simblot noch manchmal seines Kellers, aber langsam fiel der Schrecken auch von dieser Erreichung des Krieges ab. Lucien blieb hinfort ruhig in seiner Klausur sitzen, wenn das bekannte Rollen erklang.

Man hatte ihn ungestört gelassen. Der Etappenkommandant sah seinen körperlichen Zustand als Ausweis einer stillschweigenden Erlaubnis an und da Lucien Simblot sich fast nie außer seinem Pförtnerhaus blicken ließ, wich bald jeder Argwohn.

Lucien Simblot war nie ein großer Denker gewesen. Er hatte den Tag genommen, wie er kam, und da sich seine Lage glücken wie die Wassertropfen, war ihm schließlich keiner mehr voll ins Bewußtsein gekommen. Das einzige Ereignis seines Lebens war der furchtbare Tag gewesen, als Jeché Salomines in die Luft flog. Daran dachte Lucien Simblot jetzt oft, sehr oft. Er fühlte wieder den schweren Schlag an den Kopf, der ihn bis in den hintersten Schachtwinkel schleuderte. Was war denn nur dann geschehen? Er mußte wohl lange in diesem Winkel gelegen haben. Das nächste, woran er sich ganz deutlich erinnerte, war ein dumpfes Rollen gegen die verschüttete Schachtwand. Hatte er damals nicht aufgeschrien wie ein verblühtes Tier? Ja, und nach einer Stunde, die ihm eine Ewigkeit erschien, hatte er menschliche Stimmen gehört. Sie sprachen nicht wie hier zu Lande, es was ein rauher und harter Ton in ihrer Sprache, aber ihm dünkte sie damals süßer als Engelszungen. Später, als er nach der Amputation aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, hatte man ihm erzählt von der deutschen Hilfsmannschaft, die über den Rhein gekommen war, um den verunglückten Berufsgenossen beizustehen.

Lucien Simblot wurde bei diesen Erinnerungen unruhig. Ein zwitterhaftes Gefühl zerrte ihn her und hin. Das war doch damals schon von diesen Deutschen. Aber warum hatten sie jetzt bloß Frankreich überfallen und in den schauerlichen Krieg verwickelt?

Wieder vergingen Wochen. Der Winter neigte sich seinem Ende zu und noch immer tobte der Kampf. In Vullh herrschte Ende März eine lebhaftere Bewegung. Neue Truppen waren aus Deutschland angelommen, stämmiger Erlass aus Westfalen und dem

rheinischen Kohlengebiet. Lucien Simblot achtete dieses Ereignisses kaum. Er saß wie gewohnt an seinem Ausguck, rauchte seine Zigarette und fuhr erst aus seinem Brüten auf, als eine Faust über das Fenster klopfte. Etwas unwillig öffnete Lucien den Flügel und fragte nach der Ursache der Störung. Zwei vierstörige Deutsche standen auf der Straße und einer davon erkundigte sich in leidlichem Französisch nach der Jeché Salomines. Lucien Simblot wurde aufmerksam, beugte sich über die Fensterbrüstung und machte durch einige Fragen den Grund des rätselhaften Interesses für die Jeché zu erforschen. Die zwei Deutschen unterhielten sich inzwischen lebhaft und aus den Bewegungen schloß Lucien, daß die Unterhaltung mit der Unglücksgehe zusammenhängen müsse. Dringlicher wiederholte er seine Frage an den einen. Die Aufklärung war schnell gegeben. Die beiden Feldgrauen waren Teilnehmer an der Hilfsaktion damals gewesen und wollten nun die Gelegenheit benützen, sich den Schaulplatz ihres Liebeswerkes wieder anzusehen.

Ein tiefes, seltsam warmes Gefühl stieg in Lucien Simblot auf. Da draußen standen zwei Männer, denen vor wenigen Jahren Tausende seines Landes die Hände gedrückt hatten; sie standen draußen als Feinde. Was Feinde? Hatte der Mann, der ihm als erster die Hand in den verschütteten Schacht streckte, nicht genau so ausgeguckt wie der Große, Starke draußen mit dem braunen Spitzbart?

Lucien Simblot trat mit einem Rud vom Fenster zurück. Ein Aufatmen hob seine Brust und es war, als ob mit diesem Aufatmen aller Druck von ihm gewichen wäre. Wo hatte er all die Zeit hingedacht? Wie konnte er jene Tat edler Brüderlichkeit so vergessen? Der Sinn des Lebens, der ihm bisher verächtlich war durch den Zaumel der Gegenwart, trat wieder in den Mittelpunkt seiner Seele.

Lucien Simblot schritt über den Hof, öffnete weit das Zehentor und streckte den beiden die Hand entgegen. Ein verblühtes Staunen von ihrer Seite, einige Worte von seiner Seite, dann war die Brücke des Versehens geschlossen.

Die Hände ruhten ineinander.

## Kleines Feuilleton.

### Die Krieger-Ehrenallee.

Rehr als anderswo kommt die im Entstehen begriffene Ehrenallee für die Gefallenen auf dem Hamburger Friedhof bei Ohlsdorf zur Geltung. Handelt es sich hier doch um den größten und schönsten Friedhof nicht nur Deutschlands, sondern vielleicht der ganzen Welt. Zwar gelten allgemein für die berühmtesten Grabstätten die Friedhöfe zu Buenos Aires und zu Genua, die einander im Charakter sehr nahe stehen. Mächtige Zypressenalleen bezeichnen erst das dicke Gewirr dunkler Grabdenkmäler mit Blumen, Büsten und Photographien der Verstorbenen. An sich ein recht lusterharter Eindruck, der mehr verwirrt als erhebt. Mägen einzelne Grabmäler darin noch so schön sein, immer werden sie durch die Ausdringlichkeit der Mehrzahl übertrübt, und besonders der Friedhof zu Genua verbannt seinen Wert nur weniger der eigenen Schönheit als dem unvergleichlichen Reiterbrunnbild, den man von seiner Höhe aus genießt. Der Ohlsdorfer hat nun allerdings keine besiechende Aussicht in die Weite. Er ist ganz in sich abgeschlossen gleich einem paradiesischen Gefilde, alles Schöne liegt in ihm selbst. Er läßt sich auch mit keinem anderen Friedhof vergleichen. Man kann stundenlang darin wandeln und glaubt bald in einem großen einsamen Walde, bald in einem schön gepflegten Park, bald in wahrhaft überirdisch anmutenden Gärten von Blumen und Rosenbüschen zu sein, deren Duft und Anblick die Sinne berauscht. Fast darin verloren tauchen vereinzelte Grabsteine oder kleine Grabberläge auf. In die weiten Flächen überdeckt ein dichter Baumbeschnitt, durchbrochen von herrlichen feierlichen Rotbuchenalleen. Nur traumhaft erinnern die verstreuten Gräber darunter an Tod und Sterben. Längs den Waldungen ziehen sich feierlich starr Geden- und pyramidenförmige Zypressen hin. Das Ganze macht den Eindruck griechisch-heitereu Ernstes.

Den großen Friedhof durchkreuzen nach allen Richtungen bequeme Fahrstraßen mit Wegweisern zu den verschiedenen Kapellen. Die schönste davon ist wohl eine Kapelle, neben der die 170 Opfer des feineren getunten Dampfers „Priamus“ ruhen: eine weibliche Grabstätte, die die auf einer Vergnügungsfahrt verunglückten Genossen birgt. Wer heute zu der neu errichteten Krieger-Ehrenallee will, muß zuerst den ganzen herrlichen Friedhof durchwandern, an dessen äußerstem Ende sie sich befindet. Die vom lauffrigen Baldesbaum aus scheint sie in die Weite zu führen, von prächtigen Rosenbüschen begleitet. Sie mündet in den eben abgegrenzten Friedhof der Gefallenen mit langen, frischen Grabreihen, auf denen die Gärtnere dabei sind, hunte Blumen zu pflanzen. Es ist eine Eigentümlichkeit der Ohlsdorfer Grabanlagen, daß sie nicht wie andernorts hügelig aufgeworfen werden, sondern sich nur durch kleine blumenbesetzte Zäunen von der Umgebung abheben. So auch die Soldatengräber, die dicht mit blauen oder roten Blümchen besät, sich feillich durch einen handbreiten Strich nackter Erde voneinander abtrennen. Sind die Kreuze auch noch primitiv, so schmückt doch jedes Grab ein kleines Fränschen mit einem von lebenden Herzen gespendeten Ausruf oder Spruch sowie das Datum und den Ort der Schlacht, in der sie zu Tode getroffen wurden. Wohl die meisten, die heute den Friedhof betreten, gehen ein Weilschen zu den Gräbern dieser teilweise fern von der Heimat schlummernden Toten. So trifft man dort nach langer einsamer Wanderung immer auf innerlich bewegte Menschengruppen, die den Verlust des unbekanntem Landesfindes zu ihrem eigenen Schmerze machen und an seinem Grabe an die eigenen im Felde stehenden Angehörigen sorgend denken.

### Unsichtbare Flugzeuge.

Um die Flieger vor den deutschen Ballonabwehrkanonen zu schützen, ist die französische Firma Moreau auf den Gedanken gekommen, unsichtbare Flugzeuge zu schaffen. Die Gesellschaft stellt ein Ende her, die in Höhen von 1000 bis 1200 Metern nur noch schwach sichtbar, bei 2000 Metern Höhe aber bereits völlig unsichtbar werden. In französischen Zeitschriften sind über diese „geniale Erfindung“ längere Aufsätze erschienen und man verspricht sich von dieser „Entdeckung“ für die Zukunft große Erfolge. Es ist sehr erfreulich, daß französische Kritiker den hohen Wert einer solchen Erfindung anerkennen, sie als genial bezeichnen, und es ist doppelt erfreulich, daß einer deutschen Arbeit — um solche handelt es sich nämlich — so hohes Lob gesollt wird. Infolge der durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse war es der Firma Moreau freies in Combs-la-Ville nämlich möglich, ein deutsches Patent ohne weitere Formalitäten und Entschädigungen zu übernehmen. Das unsichtbare Flugzeug ist die Erfindung des Münchener Motorenbauers Ingenieur Anubel, dem es nach jahrelanger Arbeit vor etwa 1 1/2 Jahren gelang, einen Eindecker herzustellen, dessen Venter ohne Taratappe sich unsichtbar zu machen verstand. Das unsichtbare Flugzeug, das einen normalen Rumpf und Flügelansatz hat, wie alle anderen Maschinen, wird nämlich nicht mit Leinwand verspannt und überzogen, sondern mit einer völlig durchsichtigen Masse, dem sogenannten Jellon, das in Nr. 164 des Unterhaltungs-Blattes ausführlich behandelt wurde. Jellon läßt sich in jeder beliebigen Größe und Stärke herstellen, was also für die Luftfahrzeugindustrie ein unentbehrliches Hilfsmittel. Ingenieur Anubel kam zuerst auf den Gedanken das Jellon statt der Leinwand zum Verspannen von Flugzeug-Tragflächen zu benutzen und seine Versuche, die er bereits im Sommer 1913 anstellte, ergaben, daß eine Maschine, die mit Jellon bespannt und verkleidet war, schon in Höhe von 1000 Metern fast unsichtbar wurde. Da auch die Holzteile des Rumpfes, die Flügelrahmen und Rippen einen blaugrauen Anstrich erhielten, war es in 2000 Meter Höhe dem unbewaffneten Auge schon völlig unmöglich, den Apparat am Himmel zu ent-

decken. Die Anubelsche Erfindung wurde in Deutschland patentiert. Wenn also die Franzosen die unsichtbare Maschine als ihr geistiges Eigentum ausgeben, so ist das falsch.

### Die Fliegenplage auf Gallipoli.

„Wenn Regen, Nebel und Granaten“, so schreibt ein Sonderberichterstatler des „Daily Telegraph“ von der Dardanellenfront, „die hauptsächlichsten Begleiterscheinungen des Krieges für die in Frankreich kämpfenden Engländer sind, so zählen Sonnenchein und Fliegen zu den Dingen, die den Kämpfern an der Dardanellenfront nicht so rasch aus dem Gedächtnis schwanden werden. Seit zwei Monaten schon sendet die Sonne Tag für Tag ihre sengenden Strahlen herab. Nur selten, daß einmal für kurze Zeit ein Wolken einer Vorhang über das allaufreißende Gestirn breitet. Und in acht Wochen hat es keinen Tropfen geregnet, trotz der unerträglich tropischen Temperatur, die einem nach dem himmlischen Rah förmlich lechzen läßt. Die meisten von den Leuten hier würden den ganzen Sonnenchein gern gegen eine kleine, erfrischende Dürstbrühe englischer Herkunft eintauschen. Denn es ist verzweifelt heiß hier, wenigstens für Leute, die an andere Breitengrade gewöhnt sind. Ich muß in dessen der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß die Australier und die aus Ägypten kommenden Truppen laut aufschrien, wenn man sich über die Hitze auf Gallipoli beklagt. Aber die größte Plage hier sind die Fliegen, die einem das Leben geradezu zur Hölle machen. Was auch der Scheit ul Islam dagegen sagen mag: Der Gott des Landes ist nicht Allah, sondern Beelzebub, der Gott der Fliegen. Die Zahl der elenden Fliegen geht ins Unendliche. Alle Speisen sind, kaum daß man sich zu Tisch gesetzt hat, schwarz von ihrem Schwimmel. In den Zelten belästigen sie einem mit ihrem blühigen Geklirr und zwingen einen, stundenlang hinter ihnen herzujaun. In ganzen Schwärmen sitzen diese Fliegen auf den unbedeutendsten Tischen zwischen den Schützengraben; dem Lebenden aber machen sie das Daheim zur Qual und bringen ihm einen Ekel vor jedem Bissen bei, den er zum Munde führt. Weht wirklich einmal ein Wind, so scheint auch das keinen großen Eindruck auf die Fliegen zu machen. Nur wenn er stärker bläst, treibt er sie aufs Meer hinaus und sorgt dafür, daß die Flotte auch ihr Teil von der Fliegenplage abekommt. Marmelade und Jam gehören, wie jeder weiß, zu den Lieblingsgerichten auf dem Soldatentische. Leider sind sie aber auch Lieblingsbeute der Fliegen, die diese guten Gottesgaben dem englischen Soldaten ebenfalls verleben. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als Jam und Marmeladen eine Ahalifarbe zu verleihen und dadurch zu bewirken, daß die Fliegen, durch die Farbe getäuscht, über die guten Dinge hinwegfliegen. Ich hoffe, den Armeelieferanten damit eine beherzigenswerte Anregung gegeben zu haben.“

### Die Verarbeitung von Gemüse zu Dauerwaren.

Es ist zweifellos nicht damit getan, wenn wir jedes Stückchen Land, das zur Verfügung steht, bebauen und die Früchte, die es trägt, ernten. Es gilt auch, den Ernteeleg auszunutzen. Dies ist bei den Gemüsen, die jetzt reifen, keineswegs eine leichte Aufgabe. In dankenswerter Weise beschäftigt sich eine Flugchrift der Zentralkaufsstelle mit der Frage, wie verarbeitet man am besten Gemüse zu Dauerwaren. Es ist hier nicht der Ort, eine Art Lehrbuch über dieses Thema zu schreiben, nur einige ganz allgemein zu beherzigende Winke mögen gegeben werden. Bisher wurden in der Hauptmenge Dauerwaren in Büchsen hergestellt. Dies muß in diesem Jahre unterbleiben; es müssen deshalb andere Wege eingeschlagen werden. Welcher Weg der praktischste ist, das muß die einzelne Hausfrau selbst beurteilen; ob man das Gemüse dörret, es einläßt und dann in Steinfrügen oder Jäsern aufbewahrt, es einläuert, oder ob man in Gläsern, Flaschen oder Krügen einläuert, das ist nur nach den Verhältnissen des einzelnen Haushalts zu bestimmen. Immer aber ist eins zu berücksichtigen, die Aufgabe der Herstellung von Dauerwaren ist verantwortungsvoller als die des Kochens. Wer ein Gericht für das Mittagessen verdirbt, richtet Schaden an, aber vorübergehend. Wer bei der Dauerwarenbereitung von Gemüse und Früchten nicht alle Sorgfalt beobachtet, der trifft größere Werte und größere Mengen Nahrungsmittel. Zufolge Zeit, Geld und Mühe sind verloren. Jetzt aber darf auch in der kleinsten Wirtschaft nichts umkommen. Der Krieg hat ganz besonders die Bedeutung der Frauenarbeit im Haushalt gezeigt. Auch im Gemüsebau, Obstbau hat sich die Frau vielfach praktisch bewährt. Oft aber hat sie sich doch gerade auf diesen Gebieten der Mangel einer gründlichen Ausbildung gezeigt. Es wäre daher auch Kriegsdienst, wenn möglich viel Frauen Gelegenheit zu einer entsprechenden Ausbildung gegeben würde. Mit gutem Beispiel ist hier die Haushaltungs- und Gartenbauhochschule Reutlingen vorangegangen, die bis auf weiteres die Ausbildungskosten ermäßigt hat. Hier werden junge Mädchen durch praktischen und theoretischen Unterricht einerseits für den Gärtnereibetrieb ausgebildet, andererseits werden die Schülerinnen befähigt zur verständnisvollen Führung eines eigenen oder fremden Haushalts und zur Bewirtschaftung eines Obst- und Gemüsegartens.

### Notizen.

— Gusshaus und Gussuniverstätt. Die Bilsener Stadtvertretung hat nach den „Münchener Neuesten Nachrichten“ den Bau eines Gusshauses beschlossen. Für diesen Zweck bestimmte sie den Betrag von 700 000 Kronen. In dem Hause soll eine Gussbibliothek und ein Gussmuseum eingerichtet werden. Diese Erfindung soll die wegen des Krieges entfallene Gussfeier ersetzen. Das sozialdemokratische Organ „Provo Rida“ schlägt als Ersatz der Gussfeier die Errichtung einer technischen Volkshochschule, die Gussuniverstätt heißen soll, vor. Dort sollen Vorträge für Volkshochschule gehalten, Vorkursführungen, wissenschaftliche und kinematographische Vorstellungen stattfinden.

— Kapital und Presse. Das bürgerlich-radikale römische Morgenblatt „Messaggero“, das verbreitetste und allen niederen Instinkten jämeichende Blatt der Hauptstadt, geht in den Besitz einer neuen Aktiengesellschaft über. Diese setzt sich zum großen Teil aus Vertretern des Stahl- und Eisenkapitals zusammen. Der Besitzwechsel, bei dem zwei Millionen Lire verbient sein dürften, soll keine Veränderung der politischen Richtung mit sich bringen. Die demokratischen Elemente, wie Visiolati, Barzilai und der frühere Arbeitsminister Ritta legen ihre Beziehungen zu der Zeitung fort. Auch die römische „Tribuna“, das einflussreiche Organ Giolittis, ist in den Händen des Eisenkapitals. Daß diese Kapitalistengruppe nun auch den „Messaggero“ erworben hat, läßt jedenfalls darauf schließen, daß ihre Geschäfte blühen.

— Begegnung. Am 12. Juli ereignete sich auf dem Bahnhof von Matron, auf der Linie von Freiburg nach Romont (Schweiz), ein hübscher Zwischenfall. Dort kreuzten sich der deutsche und der französische Invalidentzug. Die Wagen der feindlichen Offiziere befanden sich einige Sekunden lang einander gegenüber. Da ergriff plötzlich ein Franzose den Blumenstrauß, den er soeben auf dem Bahnhof von einer Dame erhalten hatte, und warf ihn einem deutschen Offizier zu, der ihm im anderen Zuge gegenüber saß. Dieser Einfall, so einfach und so herzlich, schien auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck zu machen. Viele Damen, die auf dem Bahnsteig standen, weinten, und als dann die Züge, jeder nach einer anderen Richtung weiterführend, riefen die Deutschen den Franzosen zu: „Adieu, bon voyage!“ (Adieu, gute Reise!)

— Die Schützengraben-Bäckerei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborsfel (aus je dreißig neuen Wäckern bestehend) ist bereits 800mal ins Feld geschickt worden, so daß die Stiftung kürzlich weitere 500 bewilligen mußte. Auch diese neigen sich bereits dem Ende zu. Es scheint, als ob trotz all der Arbeit so vieler Vereine und Körperschaften, die sich in Deutschland an der Versorgung der Lazarette und Truppenteile mit gutem Desinfektionsmittel, das Bedürfnis noch bei weitem nicht gestillt ist.